

# Der erotischste Ort der Erde

Sollte man sich, da jetzt die Bücher totgesagt sind, nicht Sorgen um die Bibliotheken machen? Noch einmal hingehen, nostalgisch um die Regale schleichen, in denen Wissen in seiner altmodischen, schwer wiegenden Form enthalten ist? Es kommt sogar vor, dass man dort auf eine Leiter steigen muss, den Arm ausstrecken, um von ganz oben ein Bändchen zu holen, das vielleicht noch Spuren seines vorigen Lesers trägt. Ein metallischer, gelblicher Geruch entströmt ihm. Und die tiefe Ruhe eines Dings, das einen Ort hat, an dem es Jahrzehnte überdauert, in souveräner Unabhängigkeit davon, ob der ephemere Leser es jetzt aufblättert oder sehr viel später.

Weil wir aber einen Evolutionssprung der Trägermedien erleben, soll es mit solchen staubigen Turnübungen bald vorbei sein, heißt es. Das Weltwissen implodiert. Aus den Papierreservaten, den Bibliotheksgebäuden, Regalen, Magazinen zerstäubt es digital in die virtuelle Wolke, zu der handliche Geräte von überall her Zugang verschaffen. Wozu also noch Bibliotheken?

Die Ausstellung *Die Weisheit baut sich ein Haus* des Architekturmuseums der TU München nimmt in dieser Frage einen intelligenten Weg. Sie abstrahiert von der schieren Funktion der Aufbewahrung von Büchern und erzählt die Geschichte der Bibliotheken als Geschichte der materialisierten Ordnung von Erkenntnis. Eine Perspektive, aus der es ganz so aussieht, als gäbe es ein unerschütterliches menschliches Grundbedürfnis, sich Modelle des Wissens körperhaft gegenüberzustellen.

Diese folgerichtig mit der Erfindung der Schrift beginnende Darstellung verdankt sich dem Architekturhistoriker Werner Oechslin, der im schweizerischen Einsiedeln eine Bibliothek von etwa 100 000 Bänden zusammengetragen hat. Heute ist sie eine Stiftung und untersteht der ETH Zürich. Es gibt da einen Bestand historischer Publikationen zu Geschichte und Ordnung von Bibliotheken, die in der Münchner Ausstellung zu betrachten sind. Sie sind vor einer Fototapete platziert, die eine Regalwand der Oechslin-Bibliothek zeigt, sodass sich die exquisite Atmosphäre einer solchen Privatbibliothek auf den Ausstellungsbesucher übertragen mag.

Dieser bringt möglicherweise die Muße nicht auf, die Buchseiten im Stehen zu studieren. Unmittelbar prägt sich ohnehin ein, was sie zeigen, nämlich die Ikonografie der Ordnung, die das Prinzip der Bibliothek sowie der Architektur ist. Als Gründungsmythos dieser Verbindung liest Oechslin die Erzählung vom biblischen Seth, der das seit Anbeginn der Menschheit gesammelte Wissen auf zwei Säulen aus gebranntem Ton festgehalten und so vor der Sintflut gerettet haben soll.

Diesem Urbild der Mnemotechnik entsprechen Versuche, alle Erkenntnis zu systematisieren und in Tabellen, Bäumen, Netzen zur Anschauung zu bringen. Als prominentestes Beispiel gilt hier der Stammbaum »Système Figuré des Connaissances Humaines« der Encyclopédie Diderots und D'Alemberts, der später oft Grundlage von Bibliotheksordnungen und Katalogen war. Außerordentlich anschaulich wird die Verwandtschaft solcher Wissensordnungen in ihrer geometrischen Schönheit mit der Baukunst, ihrer gemeinsamen »Architectonic«: So heißt nach Kant die »Kunst der Systeme«.

Modelle und Fotografien zeigen die »architektonische Verfestigung« solcher Ordnungsvorstellungen in Bibliotheksgebäuden. Das Bedürfnis nach Konzentration, Auswahl und Kontemplation scheint hier mit dem Willen zu konkurrieren, das erworbene Wissen als allumfassend darzustellen, seine Beherrschung und seinen Besitz als Zeichen

Eine Ausstellung in München feiert die Bibliothek als himmlischen Ort des Wissens und der Blicke

VON MARIE SCHMIDT



der Macht und des Reichtums zu repräsentieren. Als etwa im Escorial bei Madrid zum ersten Mal die Bücher nicht auf Pulten aufbewahrt wurden, wie in den Klosterbibliotheken zuvor, sondern in Schränken an der Wand, mehrte das nicht zuletzt die Pracht des Raumes, denn sie wurden mit dem geprägten Goldschnitt nach vorn aufgestellt. Neben Saalbauten, in denen Bänke und Büchertische zum Studium aufgereiht stehen, treten um die

Mehr lesen, weniger laufen, bitte! Die Biblioteca Pública in Mexiko-Stadt des Architekten Alberto Kalach

Mitte des 18. Jahrhunderts monumentale, Globalität symbolisierende Zentralbauten. Die Bibliothek des British Museum, die Bibliothèque nationale in Paris, die Library of Congress in Washington und die Königliche Bibliothek in Berlin entstehen als nationale Symbole mit von mächtigen Kuppeln überwölbten Lesesälen.

durch Stahlseile mit einer Weltkugel verspannten »Turm des Weltwissens« des Architekten Ivan Leonidov als Plan für ein »kollektives Wissenschaftszentrum« der UdSSR. Auf faszinierende Weise spiegelt sich das utopische Potenzial unserer heutigen Medienrevolution in diesen großwahnsinnigen Phantasmen, die ja selbst Auswüchse der Revolution des Buchdrucks sind: Von seiner Erfindung bis 1990, heißt es in der Ausstellung, seien weltweit 10 Millionen Bücher gedruckt worden, seitdem kämen jährlich etwa eine Million dazu. Dazu gibt es nun noch den digitalen Speicher des World Wide Web, dessen Verhältnis zu analogen Welt tatsächlich jener Landkarte im Maßstab eins zu eins zu gleichen beginnt, von der Lewis Carroll erzählt, sie sei sehr unpraktisch, man könne sie nicht zusammenfalten, ohne dass die Bauern protestierten. Eines der letzten Exponate der Ausstellung ist ein E-Reader, der den mobilen Zugang zu dieser informationellen Zweit-Welt symbolisiert.

Allerdings dürfte gerade dem haltlos die unendlichen Verästelungen des Hypertexts entlangsurfenden Benutzer des E-Readers die Notwendigkeit einer »Kunst der Systeme« völlig einsichtig sein. Denn erst seine materielle Organisation macht Wissen unabhängig von der begrenzten Aufnahmefähigkeit des Einzelnen und im wahrsten Sinne des Wortes begreifbar. Indem es sich an begehren Orten manifestiert, kann es gar von mehreren Menschen geteilt werden, und die einsame Tätigkeit des Lesens wird zur sozialen Beschäftigung. Selbst wenn die Digitalisierung die Monumentalbauten der Bibliotheken und ihre trägen Bücheremengen von der Erdoberfläche tilgen sollte, bleibt der Mensch selbst ein Körper im Raum. Weshalb die Frage nach der Zukunft der Bibliothek die Frage nach den Räumen sein muss, die das Zusammenleben mit virtuellen Informationen und vielfältigen Datenformaten strukturieren werden.

Eine Vorstellung des Kommenden ergibt sich in der Ausstellung, wo sie neueste Bibliotheksbauten zeigt, etwa Norman Fosters Philologische Bibliothek der FU Berlin oder das Rolex Learning Center des Architekturbüros SANAA in Lausanne. Von flexiblen Strukturen, multifunktionalen Schnittstellen der Information und »Entertainment Centern« ist die Rede. Baulichen Ausdruck findet das in amorphen, quasioorganischen Strukturen. Die etwas schwindelerregende futuristische Verve solcher Versuche lässt zugleich erkennen, dass die kulturelle Semantik der Bibliothek ziemlich ins Schlingern geraten ist. »Die architektonische Form von Bibliotheken trägt noch wenig zu dem Prozess dieser Umwandlung bei, aus dem erst Wissensgemeinschaften und kulturelles Gedächtnis entstehen«, schreibt der Direktor des Architekturmuseums, Winfried Nerdinger, im Ausstellungskatalog.

Die entscheidende Frage wird am Ende also wieder sein, wie man diese Bibliotheken benutzt. Und da macht am Ende der Ausstellung eine Zusammenstellung von Filmausschnitten, die in Bibliotheken spielen, charmante Vorschläge: Man kann ja dort auch schießen, tanzen oder küssen. Und eine verliebte Bibliothekarin wispernt: »Ich finde, eine Bibliothek ist der erotischste Ort auf Erden.«

Ausstellung im Architekturmuseum der TU München in der Pinakothek der Moderne noch bis 23. 10. 2011. Katalog »Die Weisheit baut sich ein Haus«, hrsg. v. Winfried Nerdinger, Prestel Verlag, 432 S., 49,95 €

## Verstehen Sie Spaß?



Vor zehn Jahren wurde die Zentrale Intelligenz Agentur gegründet. Sie macht Marketing – vor allem in eigener Sache VON CATHARINA KOLLER

Es ist das Gegenteil einer Jubiläumssitzung: In der Nähe des Alexanderplatzes haben sich sieben Leute mit drei MacBook lose um einen Tisch verteilt, in einem Konferenzraum, der den spröden Charme von Presspan-Tischplatten, Betonwänden und Fensterfronten in Alufassungen verströmt. Hier geht es jetzt um die erste Dekade Zentrale Intelligenz Agentur, eines Netzwerkes selbst erklärter Alleskönner. In den letzten zehn Jahren verfassten sie Sachbücher, schrieben Zeitungskolumnen und Trendletter, organisierten Kultur-Events. Ein Foto aus der Anfangszeit wird herumgereicht, manche der ZIA-Gründer kennen es noch gar nicht. Da sitzen sie auf Bierbänken vor der Gaststätte Prasnink in Berlin-Mitte. Wenn es überhaupt einen Entstehungsort der ZIA gebe, einer virtuellen Firma schließlich, dann das Prasnink, meint ZIA-Mitbegründerin Kathrin Passig.

Eine Agentur »light« fand im Prasnink ihre ersten Formen. Ein gemeinsames Büro gab es nie, dafür Visitenkarten, Mailadressen und vor allem die Homepage: Da wird die ZIA als Werbe-, Literatur- und überhaupt Medienagentur zugleich positioniert. »Die ZIA entwickelt aus intellektuellen Obsessionen geschmeidige Kulturformate«, umreißt ein Slogan das Ganze, ein Statusbalken zeigt Weltherrschaftsanteile, vier Prozent. Die ironische Spielart einer Agentur also? »Wir spielen mit ironischem Abstand in der Wirtschaft mit«, hieß es in den An-

fangsjahren, »das mag man subversiv nennen, aber wir sind natürlich auch ein Teil des Systems.« Mit abstrusen Veranstaltungsformaten wie der »letzten langen Nacht der Popliteratur« und den »Berlin Bunny Lectures« geriet die ZIA in die Zeitungen. »Ja ist denn das überhaupt noch handfester Kapitalismus oder nur ein Telespiel mit Bonuslevel?«, fragte die taz.

In einem Interessennetz aus Design, Technik, Literatur und Werbung lavierte die ZIA sich zwischen Kultur und Kommerz hindurch. Beinahe zur Havarie kam es für die ZIA nach 2006, eigentlich einem Erfolgsjahr: Dem Blog riesenmaschine.de, Hausblog der ZIA, wurde der Grimme Online Award verliehen, Kathrin Passig gewann mit ihrem Text *Sie befinden sich hier* den Bachmann-Preis – und trug bei der Preisverleihung ein T-Shirt mit dem Logo der ZIA, ein Computer mit nur drei Tasten, darauf die Initialen der Agentur. Weil in den Jahren zuvor ebenfalls ZIA-T-Shirt-Träger in Klagenfurt Preise gewonnen hatten, setzte in den Feuilletons ein Rumoren ein: Es schien, als würde der Bachmann-Preis und überhaupt der Kulturbetrieb gerade von der ZIA unterwandert – fast als hätte der Weltherrschaftsbalken auf der Homepage, diese bewusst zu hoch gegriffene Behauptung, eine Wirkung und als sei ein erklärtes Ziel der ZIA-Mitglieder gewesen, Warten der Hochkultur zu kapern.

Im Konferenzraum hingegen wird aufgezählt: »Goethe-Institut, Bundeskulturstiftung, National-

theater Mannheim, was war da noch ...«; alle hätten sie »was mit Subversion« von der ZIA gewollt, das Nationaltheater ein Erfolgsstück, das Goethe-Institut ein Event. Dieser Interessensturm habe die ZIA beinahe von ihrem ironischen Schlingerkurs abgebracht, sie habe zur »Subversionsfolklore« werden können – nichts schlimmer als das für eine Firma, die mit einem Bein in der Zukunft steht, ihre Zeitungskolumnen *Das nächste große Ding* nennt und sich auf die Fahnen schreibt, die Arbeitswelt zu revolutionieren, »das ganze Geringfügigkeitsansprüche werden dann – ganz unrevolutionär – aber doch nicht gehegt.« Die Idee war immer, jeder soll selbst rausfinden, wie er am besten funktioniert. Hauptsache, dass die Arbeit gemacht wird und dass die Deadlines eingehalten werden. Und das war's.« Hier setzen Kritiker an der ZIA an. Nur weil sie keine Festanstellung bekommen hätten, würden die ZIA-Mitglieder jetzt diese freien Formen preisen. Oder genau umgekehrt: Wenn man erst mal Erfolg habe, sei es ja einfach, die Festanstellung zu verdammen und die nächste Stufe des Kapitalismus auszurufen. Die ZIA hält beidem die Begeisterung für die Sache als Antriebskraft entgegen. Philipp Albers: »Eigentlich war der Spirit immer: Jetzt muss auch mal ein neues Spielzeug her.«

In nie realisierten Entwürfen für Universalbibliotheken wird die Drift einer wachsenden Wissensproduktion erkennbar: im gigantischen Gewölbe der Étienne-Louis Boullée 1785 erdachten »Bibliothèque du roi«, die alle Bücher der Welt enthalten sollte. In Le Corbusiers Entwurf für eine Weltstadt, der aus dem Projekt hervorging, die gesamte Bücherproduktion aller Zeiten und Länder bibliografisch zu erfassen. Oder im

2009 war das Spielzeug grüner Schleim in Dosen, als die ZIA, auf Einladung des Goethe-Instituts übrigens, in New York eine Veranstaltung lang die »slime economy« ausrief – Kommentar der ZIA zur Finanzkrise und eine Art Abschiedstournee der ZIA in ihrer bisherigen Form. Danach trat Kathrin Passig aus, Jörn Morisse ebenfalls, wegen »künstlerischer Differenzen«. Friebe schiebt ein Programmheft quer über den Tisch, nun arbeite die ZIA kundenorientierter. Für die Firma Daimler kuratierte sie im letzten Jahr einen Trendworkshop, dieses Jahr findet das Ganze schon eine Etage höher, auf Vorstandsebene statt. »Da fällt man auch schnell die Treppe hoch, bei Daimler«, meint Friebe. Wo ist denn da die ironische Distanz der Anfangszeit geblieben? Vielleicht in dem Krokodilkostüm, das Kathrin Passig neulich bei einem Karrierevortrag trug, »damit die Kulturwissenschaftler der Uni Gießen, wenn sie schon nicht zuhören, zumindest visuell vermittelt bekommen, dass man, wenn man seinen Beruf geschickt wählt, ab und zu zu Karrierevorträgen eingeladen wird. Und niemand kann einen daran hindern, das im Krokodilkostüm zu tun.« Die Freiheit, ein Krokodilkostüm zu tragen.

Jörn Morisse, der zweite Aussteiger, hat seinen Arbeitsplatz zurzeit in einem kleinen Büro, das in Redaktionsräumen der *Jungle World* aus dem Flur mit den Archivregalen abgeht. Sein Buchprojekt *Never get old?* widmet sich dem Prototyp der unbedingten Freiheitsliebe: In die Jahre gekommene

Popmusiker werden zum Altern befragt. Die ZIA hingegen spricht sich mit ihren zehn Jahren jegliche Alterung ab – außer wenn Kathrin Passig einen Blick auf die Technik wirft: »Wie haben wir je ohne

ANZEIGE

## Zum 90sten alles Gute!

Der ZEIT-Verlag gratuliert Karl Ernst Tielebiel-Langenscheidt, Seniorverleger und Erfinder der gelben Verlagsmarke, zu seinem Geburtstag.

Genießen Sie DIE ZEIT

Google-Docs gearbeitet, es gab ja noch nicht mal einen brauchbaren Chat.« Mehr Nostalgie erlaubt sich niemand. Historisierung wäre wahrscheinlich genauso schrecklich wie Folklorisierung, und eigentlich ist ja auch alles gleich geblieben: »Die Leute haben irgendwo ihre Schreibtische stehen.«